

Mila

I

Die Technik, sagt der Vater, immer noch, nach fast einem Jahr immer noch, aber die Technik wird uns retten, du wirst schon sehen. Mein armer Vater, der nicht glauben kann, dass unser altes Leben nie wieder zurückkehren wird.

Es gibt keinen Strom mehr, es gibt kein Benzin, keine Lebensmittellieferungen, keinerlei Zugang zu Informationen. Unsere Fernsehgeräte, unsere Computer, Smartphones und Tablets sind Elektromüll und genauso unnütz wie unsere Kühlschränke, Tiefkühlgeräte, elektrischen Backöfen und Herde, die Ventilatoren, die Gasheizungen, die Stereoanlagen, von unseren Autos und Motorrädern, von landwirtschaftlichen Geräten ganz zu schweigen.

Das kann doch nicht sein, sagt der Vater, da muss es Lösungen geben, das Ausmaß seiner Realitätsverweigerung nimmt mir den Atem.

Wir wissen nicht, wie es in den Städten ist. Wir wissen nicht, wie sie dort überleben. Ob sie überleben. Wir hier im Dorf, die wir den Winter hinter uns gelassen haben, wir haben vielleicht ganz gute Chancen, auch dieses Jahr zu überleben; beklag dich nicht, sage ich zu meinem Vater, der seine Winterdepression so halb und halb überstanden hat, es könnte schlimmer sein.

Es ist wieder Frühling, es ist warm, zu warm natürlich, aber nach diesem ersten postapokalyptischen Winter kann es uns jetzt gar nicht warm genug sein. In der Küche unterhalten wir ein Feuer im alten Herd, den wollten die Großeltern nicht entfernen – das ist Glück in dieser neuen Welt: ein Holzofen,

ein Kamin. Im Keller lagern noch Kanister mit Speiseöl, ein paar Kohlköpfe, Erdäpfel, Zwiebeln, die letzten Äpfel; Zucker und Salz hütet meine Mutter wie einen Schatz.

Lange bevor das alles angefangen hat, habe ich die Eltern gezwungen, Vorräte anzulegen, in der Stadt und hier, im Haus der Großeltern. Was tun wir mit dem ganzen Zeug, hat meine Mutter gesagt, glaubst du, dein Vater isst mir Konservengulasch? Schränke voll Reis und Nudeln und Mehl und Fleischpasteten, Thunfisch und Sardinen, Dosentomaten, Zwetschenmus – das essen wir in hundert Jahren nicht!, hat die Mutter geseufzt.

Das kommt schon noch, habe ich gesagt und ihr Listen in die Hand gedrückt.

Meine Mutter hat aus der Apotheke, die seit Generationen im Besitz der Familie war, Medikamente mitgenommen – auf das Ablaufdatum achten wir nicht mehr. Vieles hat sie inzwischen gegen ein Stück Fleisch, gegen Butter und Milch eingetauscht. Sie hat den Frauen aus dem Dorf gezeigt, wie sie sich eine Hausapotheke mit Naturheilmitteln anlegen können, dafür haben wir ein paar Fuhren Brennholz, Brot, Käse oder Schmalz bekommen.

Wir haben den ersten Winter überlebt. Und vielleicht reicht, was wir noch haben und was wir anpflanzen und sammeln werden, auch für ein zweites, ein drittes Jahr. Was aber wird sein, wenn unsere Ernten schlecht ausfallen? Wenn Fäule, Mehltau, Schimmel, Brand den Ertrag unserer Arbeit zunichtemachen? Wenn das Vieh der Bauern krank wird? Die Vielzahl an Krankheiten, die ein einfaches Huhn hinraffen können! Noch scharren und picken sie munter in der Wiese; seit wir selbst Hühner halten, beobachten wir sie ständig, hilflos und besorgt.

Wir haben unseren Garten in Beete verwandelt. Manchmal sehe ich einen der Nachbarn an unserem Zaun stehen und den Kopf schütteln. Wer weiß, was wir alles falsch machen. Haben

wir den Boden richtig aufbereitet? Haben wir die Karotten, den Sellerie, die Zwiebeln zur rechten Zeit gesät und ausgepflanzt, wie wird es uns mit den Erdäpfeln ergehen?

Wir sollten Ziegen halten, sage ich zu Joa. Ein Schaf.

Und vielleicht machen wir das auch, wir sind aber keine Bauern. Wir haben keine Ahnung von Tierhaltung. Wir haben keine Ahnung von Felderbewirtschaftung. Seit wir auf den Höfen arbeiten, lernen wir viel, aber noch wissen wir kläglich wenig. Wir lesen die alten Bauernkalender, die wir auf dem Dachboden entdeckt haben. Ratschläge aus einer anderen Zeit.

Über den nächsten Winter, über das dann folgende Jahr, über alle noch folgenden Jahre will sich der Vater keine Gedanken machen. Aber bis dahin, sagt er.

Was?, sage ich. Bis wohin? Was ist dann?

Bis dahin müssen sie doch eine Lösung gefunden haben ...

Wer?, frage ich, wer sind sie? Wer soll bis wann eine Lösung gefunden haben?

Die Politiker. Die, keine Ahnung, das Bundesheer? Irgendwer, Wissenschaftler?

Meine Mutter seufzt. Sie fordert von meinem Vater nicht mehr das Gendern ein. Das Ausmaß ihrer Ohnmacht.

Aber es muss doch, sagt der Vater.

Nein, sage ich. Es muss nicht und es wird nicht. Das ist jetzt unser Leben. Vorläufig. Wir werden uns nach diesem Leben zurücksehnen und verstehen, dass das jetzt eine gute Zeit gewesen ist.

Unser fast gutes Leben jetzt wieder. An manchen Tagen möchte ich glauben können, dass es dauern kann. Dass wir so leben können. Dass ich so leben kann.

An jedem Morgen steigt die Sonne ein wenig früher über dem Horizont auf und ich muss auf, auf und hinaus. Muss die

Stille hören, in die Geräusche fallen; ein Knistern im Wald, ein Huschen, ein Scharren, muss die ersten Vogelstimmen hören, muss sehen, wie sich der Himmel und die Welt rosig färben oder grau. Muss durch Dunst und Nebel und Nässe gehen, muss sehen, wie die Welt erwacht.

Meine Mutter macht Eichelkaffee in der Früh, mein Vater trinkt ihn, unter Protest, sagt er immer noch.

Dass er wahrnimmt, was er trinkt, dass er protestiert, das sind gute Zeichen. Und ich habe nicht vor, ihn wie einen Kranken zu behandeln.

Du könntest, sage ich, wenigstens die Arbeit anerkennen, die in so einer Tasse Kaffee steckt.

Mein Vater verzieht das Gesicht, um unmissverständlich anzuzeigen, dass, was er trinkt, kein Bohnenkaffee ist.

Im Herbst haben wir die Eicheln gesammelt, haben sie geschält, stundenlang, das war eine Heidenarbeit.

Lass gut sein, sagt meine Mutter.

Nein, sage ich. Wir sind nicht mehr im Paradies, wo alles auf Knopfdruck passiert. Das ist ja alles Arbeit, die darf auch in der Katastrophenzeit geschätzt werden.

Wie schön, sagt mein Vater, dass du mich in aller Herrgottsfrüh schon daran erinnerst, dass wir Katastrophe haben.

Sehr gerne, sage ich ungerührt.

Joa stellt eine kleine Schüssel Polenta auf den Tisch; jeden Morgen, sage ich, hackt Mama getrocknete Eicheln klein, röstet sie, nachdem sie den Herd eingheizt hat, zerstößt sie im Mörser, was ziemlich mühsam ist, und endlich kann sie heißes Wasser drübergießen – der ganze Vorgang dauert so circa eine halbe Stunde, wenn's schnell geht.

Ich hab's verstanden, sagt der Vater. Morgen stehe ich auf und mache den Kaffee. Hacken, rösten, mörsern?

Herd einheizen, sagt Joa.

Und im Übrigen, zitiere ich aus dem alternativen Kochbuch, das ich gekauft habe, als es noch Buchhandlungen gab und Geschäfte, in denen man Notwendiges und Überflüssiges kaufen konnte, im Übrigen regt das bekömmliche und aromatische Heißgetränk die Verdauung an und wirkt außerdem blutdrucksenkend.

Als ob es, sagt der Vater, aber jetzt scheint er eine Art Gleichgewicht wiedergefunden zu haben, als ob es viel zu verdauen gäbe.

Nach dem Frühstück brechen wir zu unseren Arbeitseinsätzen auf. Die Arbeit, die jetzt wieder regelmäßig anfällt, tut uns gut. Wer gerade nicht eingeteilt ist, kümmert sich um Haus und Garten und darum, in Wald und Wiese Essbares zu sammeln und zu Hause zu verarbeiten. An manchen Tagen sind wir bis zum Abend unterwegs, an anderen haben wir so etwas wie Freizeit und Familienleben. Dann bleibt auch Beni zu Hause, obwohl er seine Kindergruppe liebt.

Benjamin, Beni, ist mein jüngster Bruder. Er ist vier Jahre alt und ich war fassungslos, als mir die Mutter gesagt hat, dass sie schwanger ist.

Und du willst es kriegen?, habe ich gepfaucht. Warum, verdammt, willst du noch jemanden in die Welt setzen, der gar keine Chance hat, ein gutes Leben zu führen – oder überhaupt ein Leben? Und wozu noch einer, der die Welt weiter zerstören wird!

Sie war so verletzt, Susa, meine Mutter. So schlimm verletzt. Etwas zog sich zurück, etwas sprang mich an. Dann, in einem Atemzug und als hätte sie eine Mauer hochgefahren, legte sie einen Schutzwall um sich und das Ungeborene. Ihr Gesicht wurde leer und ich verschwand aus ihrem Blick, aus ihrem Herzen.

Vielleicht, hat sie gesagt, macht genau dieses Kind den Unterschied. Dieses Kind. Nicht du.

Er ist ein kräftiger kleiner Bursche, Beni, mit einem so herzzerreißenden Lächeln, mit so hübschem feinem kastanienbraunem Haar, mit so einem Vertrauen in uns, in die Welt – er weiß kaum mehr, wie es früher war. Er vermisst nichts. Er marschiert mit einer Selbstverständlichkeit durch das Dorf, über die Wiesen, in den Wald, als gehörte ihm diese Welt, genau diese Welt, die doch nur ein Zeichen für den Verlust ist, den wir erlitten haben, für den Schrecken, der noch kommen wird. Beni aber lebt sein Kinderleben, als hätte es nie etwas anderes gegeben. Das ist mein Freund, sagt er, wenn er einen sieht, den er kennt, das ist meine Freundin; er lacht, wenn Joa mit ihm spielt, er kichert und brüllt vor Vergnügen, wenn ihn der Vater endlich wieder kitzelt; im Winter hat er Schneemänner und Iglus gebaut, er plaudert mit Vögeln und Schnecken und Ameisen, er drückt mir seine winterkalte, frühlingsschöne Nase ins Gesicht, tragen!, sagt er und ich trage ihn über die Stiege in sein Bett, ich decke ihn zu und erzähle ihm Geschichten von Kindern, die sich verirrt haben und wiedergefunden werden. Die Mutter steht in der Tür, mein Herz zittert.

Unser fast gutes Leben jetzt. Seit wir den Winter hinter uns gelassen haben, die Wintertoten, die Dunkelheit, die Schwere der kurzen Tage, haben wir wieder zu beinahe so etwas wie Eintracht und Harmonie gefunden, könnte ich sagen, wenn ich von Vaters Klagen und Anfällen von schlechter Laune absehe, wenn ich ignoriere, dass es selbst die Mutter Anstrengung kostet, uns Zuversicht zu vermitteln; die Abgründe, in die wir gefallen sind.

Wir bemühen uns. Um Benis willen spielen wir heile Familie. Um unser selbst willen spielen wir fast heile Welt. Wer

weiß, sagt Vater manchmal, und ich warte auf die Fortsetzung des Satzes. Wer weiß. Die Hoffnung ist eine Falle.

Niemand fragt mehr, wie wir unsere Zukunft gestalten wollen, niemand muss mehr Entscheidungen treffen: Welche Ausbildung wir machen wollen – du meinst das doch nicht ernst, hat der Vater gesagt, als ich ihm, in diesem anderen Leben, erklärt hatte, dass ich weder eine Matura noch ein Studium anstrebte. Aber welches Studium würde Joa wählen, auf welche Uni würde er gehen, wo ein Auslandsjahr verbringen, wohin wollten wir am Abend gehen, welchen Film anschauen, welche Musik hören, wen wählen, was anziehen? Nichts davon ist mehr wichtig. Nichts davon beschäftigt uns noch.

Als wir voriges Jahr kurz vor Ostern im Dorf ankamen, war es noch fast so, als wären wir auf Urlaub. Wir machten lange Spaziergänge, wir suchten die besten Verstecke für Benis Osternest, die Mutter grübelte, ob sie ein Gemüsebeet im Garten anlegen sollte, wozu?, sagte der Vater, in zwei, drei Wochen sind wir wieder daheim. Joa und ich spielten mit Beni im Wald und am Bach; es war zu warm für die Jahreszeit, ich verkniff es mir, das ständig zu erwähnen.

Joa hatte seine Sachen für die Schule mitgenommen – wie naiv wir gewesen waren. Er hatte begonnen, für sein Abschlussprojekt, einen Podcast, Ideen zu sammeln. Der Einfluss von Influencer:innen auf die Gestaltung einer besseren Welt, was für ein lächerliches Thema, hatte ich gesagt, er hatte gegrinst, ich würde staunen, was er daraus machen werde. Das alles hat sich mittlerweile natürlich erledigt, aber damals, vor knapp einem Jahr, erschien uns das noch wichtig, Schule, Abschlussarbeit, die Lächerlichkeit von Influencer:innen.

Die zwei, drei Wochen, die wir hatten bleiben wollen, vergingen. Der Mai brach in einer Blütenfülle über uns herein, die Lage in der Stadt änderte sich nicht, also blieben wir. An geregelten Schulbesuch wäre ohnehin nicht zu denken gewesen; der Vater arbeitete, so gut und so lange es ging, im Homeoffice, wir richteten uns im Dorf ein. Die Eltern trafen sich auf der Straße oder am Zaun mit Nachbarn und Bekannten, man setzte sich zu jemandem in den Garten und besprach, mit ernster Miene, die Zeiten, die Umstände, die Gründe, die Auswege, den *Wahnsinn!*; man malte sich aus, was man anders machen würde, wenn wieder alles *normal* sein würde, und ging auseinander mit dem Gefühl, dass es doch jedenfalls hier, im Dorf, Sicherheit gab und Zusammenhalt. Das wird schon wieder, sagte mein Vater nach jedem dieser Treffen, obwohl sich genau nichts an den Zuständen geändert hatte.

Joa und ich trafen uns mit ein paar jungen Leuten, die wir seit unserer Kindheit kannten. Oder besser: die Joa seit seiner Kindheit kannte. Joa war der Mutigere von uns, immer schon gewesen, wenn es darum ging, andere kennenzulernen. Er hatte mit den Dorfbuben Fußball gespielt; täglich waren, wenn wir die Großeltern besuchten, Moritz, David, Felix, Marvin, Niko, Jovan vor der Gartentür gestanden, um Joa abzuholen. Sobald wir, an einem Wochenende, in den Ferien, wieder durchs Dorf zum Haus der Großeltern fuhren, winkte schon einer vom Straßenrand Joa zu, als hätte er gerade da auf ihn gewartet, und kurz darauf standen sie vor der Haustür, ungeduldig, mit einem Ball unterm Arm, hey Joa, und schlugen ihm auf die Schulter und zogen los, einander überschreiend, ins Schwimmbad, auf den Fußballplatz, zu einem der Freunde.

Ich versteckte mich hinter einem Buch oder im Wald, ich zog meine einsamen Radrunden; manchmal nahm mich Joa mit, aber wir taten uns schwer, miteinander warm zu werden,

die Dorfjugend und ich, und ich fand auch keinen Ausdruck für das, was ich war, und keinen Kontakt zu etwas außerhalb von mir.

Etwas hatte sich aber geändert und so saß ich mit Joa und seinen Freunden und deren Freundinnen und ein paar anderen abends zusammen, und ich fasste es nicht, wie kitschig das war. Unter der Linde!, am Brunnen!, unter Sternen! Oder wir trafen uns in Scheunen, die nach Holz dufteten, wir trafen uns am Bach, der am Dorf vorbeirauschte, irgendwer hatte immer eine Flasche Wein mit, ein paar Flaschen Bier, als es das noch gab, Wein, Bier, Cola, wenn auch nicht mehr so selbstverständlich wie vorher, und eine Zeit lang war es, als lebten wir in einer romantischen Lagerfeuerwelt, aus der wir, halb bedauernd, halb erleichtert, wieder aussteigen würden, bald. Weil es sonst nicht viel zu tun gab, knutschten wir unter Sternen, absichtslos; was wir taten, taten wir auf Widerruf. Wie hätten wir auch der Welt um uns vertrauen können.

Hey, sagte einmal eine bei diesen Zusammenkünften, bist du nicht die von den Klimaaktionen? Und warst du nicht auch mal im Gefängnis?

Nein, sagte ich, das wäre jetzt übertrieben.

Aber in Kanada, du warst ein Jahr in Kanada, oder?

Dein Bruder, sagte einer, redet quasi über nichts anderes als über dich; immer schon, sagte eine andere und funkelte mich an, als sollte mein Bruder sich auch mal Gedanken über andere machen, über sie zum Beispiel.

Kanada!, wie war es, erzähl!, und ich sah Sehnsucht und Neid in ihren Gesichtern, Kanada war unerreichbar geworden.

Viel Wald, sagte ich und nahm einen Schluck Bier aus der Flasche. Mücken, haufenweise. Wir sind über Seen gepaddelt, so wie hier, das schien sie zu beschäftigen. Ja, ich habe Bären gesehen, Wölfe gesehen – und gehört!, ich stieß ein Wolfsge-

heul aus, in das sie alle einfielen, und danach wandte sich das Gespräch anderen Sachen zu und irgendwann griff einer zu seiner Gitarre – KITSCH!!, signalisierte ich Joa – und klimperte ein wenig und der Bach rauschte, die Gespräche verstummten und über uns blinkten die Sterne, unfassbar kitschig; auf dem Nachhauseweg wusste ich plötzlich: Der mit der Gitarre, das war Gabriel gewesen.

Gabriel war keiner von Joas engeren Freunden. Eigentlich war er mit niemandem von den Burschen wirklich befreundet, aber er war immer mitgelaufen, eine Art Maskottchen, und die Großen hatten ihn beschützt, wenn einer, der Eislbub zum Beispiel, gemeint hatte, er müsse sich über Gabriel lustig machen, über seine zarte Statur, über seine engelsgleiche Stimme, über seine Schwester, ein Wesen wie aus einer anderen Welt. Oder über seine Eltern, die sich schon lange, bevor es modern geworden war, sich auf einen Blackout einzustellen, auf den Komplettzusammenbruch vorbereitet hatten.

Die haben alles, hatte Joa gesagt, als er einmal bei Gabriel gewesen war. Konserven sowieso und Wasserreinigungsdingens und Saatgut und eingemachtes Zeug und einen Erdbunker, und wir hatten uns gefragt, ob so ein Bunker bei einem atomaren Unfall schützen würde und wie lange man im Bunker bleiben müsste, aber da sterbe ich lieber, hatte ich gesagt und Joa hatte mich entsetzt angesehen.

Eine Biogasanlage, stell dir vor! Und Handmühlen und Tierfallen und Seile und Draht und Werkzeuge und Messer und Waffen, Mila, das hatte er geflüstert, die Eltern hätten ihn nie wieder alleine losziehen lassen.

Abgesehen davon wirkten die Haslingers aber ziemlich normal. Die Mutter kochte und putzte für den Pfarrer, der Vater arbeitete in der Stadt, wenn man sie im Ort traf, waren sie

freundlich – vielleicht ein wenig zu freundlich, schüttelten die Nachbarn den Kopf, das sagen sie aber nur, meinte der Vater, weil sie selbst sich schwertun mit der Freundlichkeit. Wenn Joa und seine Freunde bei den Haslingers auftauchten, gab es Grillwürstl und Steckerlbrot am Lagerfeuer oder ein kleines Eis und ich beneidete Joa um diesen Freund.

Einmal war ich dabei gewesen, zufällig, als der Eislbub Johanna, Gabriels Schwester, die war vielleicht fünf gewesen, auf der Straße angerempelt hatte, grinsend und mit voller Absicht. Johannas Eisstanitzel war auf den Boden gefallen und der Eisl Günther hatte getan, als ob es ihm leidtäte, und hatte das Stanitzel aufgehoben und die zermatschten Kugeln hineingeschoben, als wollte er das Eis Johanna geben, er hatte aber das Stanitzel auf Johannas Kleid fallen lassen und das Eis darauf verschmiert in großen Handbewegungen, oje, Johanna, oje, schokoladenbraun und erdbeerrot auf Johannas hellblauem Kleid, und dann war von irgendwoher Gabriel aufgetaucht, brüllend, und hatte den Eislbub mit dem Kopf in den Bauch gestoßen, dass der stürzte, und hatte sich auf den viel Älteren, viel Größeren draufgesetzt und mit seinen Fäusten in einem wilden Rhythmus dessen Brust und Kopf traktiert und hatte geschrien, mit einer Stimme, die gar nicht mehr engelsgleich war, du lässt meine Schwester in Ruh, du lässt verdammt noch mal meine Schwester in Ruh!

Der Eisl Günther hatte aus der Nase und dem Mund geblutet, er hatte ein blaues Auge davongetragen und angeblich war der Eisl bei den Haslingers aufgetaucht und der Haslinger hatte ihn mit einem Gewehr im Anschlag empfangen und so was Ähnliches gesagt wie: Das nächste Mal könnte es sein, dass sich ganz zufällig ein Schuss löst – aber das glaube ich eigentlich nicht, weil uns die Eltern jeglichen Umgang mit Gabriel,

seiner Schwester und seinen Eltern aber so was von verboten hätten, wenn das so gewesen wäre.

Der Pfarrer, der damals gerade aus Polen ins Dorf gekommen war, hatte Gabriel und den Eislbub zu sich in den Pfarrhof zitiert, und irgendwie hatte er es geschafft, dass die beiden ein paar Wochen lang gemeinsam Müll im Ort und in der Umgebung sammelten, dass sie die Bestände der Jungschar aufräumten und bei den Jungscharstunden den Jüngsten eine kleine Jause richteten. Gabriel ist bei der Jungschar hängen geblieben und Ministrant geworden, und später hat dann auch Johanna ministriert – die schüchternste Ministrantin, die ich je gesehen habe. Immer schwammen ihre Augen in Tränen, ihre Hände zitterten, wenn sie dem Pfarrer den Kelch übergab, und immer schien sie jetzt und jetzt über den Saum des Ministrantengewandes stolpern zu wollen. Aber wenn sie sang, wurde sie eine andere. Als streckte sich ihr Körper. Ihr Blick war gerade und klar und es war, als schimmerte, was sie wirklich war, durch jede Pore, in einem Aufschwung von Seligkeit und Verückung.

Die Gemeinden stellten Krisenpläne auf, wir wurden angesichts der unüberschaubaren Lage aufgerufen, Vorräte für ein paar Tage, ein paar Wochen vielleicht anzulegen, da standen wir gut da. Das große Hamstern hatte ohnehin längst begonnen und wir beteiligten uns mit einer gewissen Lässigkeit daran. Der Frühstückskaffee war noch echter Bohnenkaffee und an jedem Morgen fiel der Mutter, die endlich begriffen hatte, dass ich in meiner Sammelwut immer schon recht gehabt hatte, wieder etwas ein, das wir unbedingt auftreiben mussten: Salz. So viel Salz wie möglich. Und Essig. Öl. Schnaps! Mit Schnaps kann man großartige Dinge machen.

Schokolade, sagte Beni und Mama sagte: Aber natürlich, Hase, Schokolade!

Die Informationen über das Weltgeschehen, über die Lage in Österreich wurden spärlicher. Das Internet, soweit man noch eine Verbindung bekam, tobte vor Gerüchten, und irgendwann konnten wir niemanden mehr erreichen, nicht unsere Freundinnen und Freunde, nicht Mutters Mitarbeiterinnen, nicht Vaters Kollegen, nicht die Onkel und Tanten und Cousins und Cousinen, nicht die Großeltern in ihrer Seniorenresidenz – wir hätten sie mitnehmen müssen!, schluchzte meine Mutter.

Das haben wir versucht!, entgegnete mein Vater aufgebracht. Sie haben sich geweigert!

Wir hätten sie ins Auto packen müssen!, schrie meine Mutter. Wie konnten wir nur! Wie konnten wir nur!

Mein Vater versuchte, so viel Benzin aufzutreiben, dass er in die Stadt und wieder zurück kommen konnte, aber schließlich verbot ihm die Mutter, die lange Fahrt auf gut Glück und wahrscheinlich ins Unglück zu machen. Es seien ja schließlich auch noch ihre Schwestern da, da sei ja noch Familie, die würden sich doch kümmern?

Meine Mutter weinte einen Tag und eine Nacht lang. Es hilft ja nichts, sagte sie dann. Da müssen wir jetzt durch.

Eine Zeit lang war sie sehr still und verschwand noch länger als sonst auf ihren Wanderungen. Bis Beni sie eines Tages fragte: Gehst du weg, Mama? Gehst du fort von uns?

Da nahm sie ihn in die Arme und hielt ihn lange und fest. Aber nein. Ich bin ja da. Ich geh nicht fort. Von da an war sie wieder fast die alte Mama.

Und dann kam das Ende unserer Wir-tun-so-als-wär-nichts-Lagerfeuerwelt. Es sei nicht damit zu rechnen, sagte die Bürgermeisterin, dass der Strom in absehbarer Zeit zurückkäme, dass Lebensmittel geliefert würden, Benzin verfügbar sein würde. Wir seien auf uns alleine gestellt.

Der Schock dieser Nachricht, die Desorientierung durch diese Ungeheuerlichkeit wirken bei den meisten von uns bis heute nach. Ich sehe es an meinem Vater. Ohne die Verleugnung unserer neuen Wirklichkeit hätte er sich schon längst die Pulsadern aufgeschlitzt.

Dass uns die Bürgermeisterin sofort in die Pflicht nahm, half uns, uns nach und nach, so halb und halb in dieser neuen Welt zurechtzufinden. Dass wir unser Leben als Gemeinschaft, so sagte das die Bürgermeisterin, von Grund auf neu organisieren müssten. Abgeordnete aus allen Familien wurden zusammengerufen. Die Bürgermeisterin bat um freiwillige Abgaben aus den eigenen Vorräten an die Gemeinde zur Unterstützung der schlechter Versorgten, *freiwillig!!*, rief sie, als sich Empörung lautstark breitmachte – wozu hatte man gehortet, für sich, für die eigene Familie, wenn man nun alles wieder abgeben musste! – *freiwillig!! Nach eigenem Ermessen!!*, rief die Bürgermeisterin und murrend gaben wir, weil wir, so die Bürgermeisterin, im Notfall ebenfalls von der Gemeinde unterstützt würden.

Die Bürgermeisterin ließ Listen erstellen, voraussichtliche Erträge der Felder, die, wenn der letzte Tropfen Benzin verbraucht war, nicht mehr mit Maschinen bestellt werden konnten; Vieh, das in den Ställen stand, zur Verfügung stehende Arbeitskräfte und Werkzeuge, Arbeitseinsatzpläne, Abgabeleistungen der Bauern, nicht freiwillig, sagte sie, immerhin gehe ohne die Arbeitskraft des Dorfes bei den Bauern gar nichts; Verteilung dieser Ressourcen, Möglichkeiten der Bevorratung ohne Kühlschränke und Tiefkühlung, Öfen, die mit Holz beheizt wurden, Menschen, die ohne Hilfe anderer nicht überleben würden, Menschen, die über Spezialkenntnisse verfügten und und und.

Enteignung! Kommunismus!, schrien die einen.

Gewöhnt euch daran!, schrien die anderen.

Wer daran schuld sei, fragten wieder andere, weiß vor Wut; dass es auch endlich anders werden würde, versicherten einander die Optimisten; das hätten sie alle so gerne geglaubt.

Fürs Gemeinschaftskochen, für die Beaufsichtigung der Kindergruppe, für die Betreuung der Alten wurden nicht nur Frauen eingeteilt, das war der Bürgermeisterin wichtig. Wir müssten nicht gleich ins 19. Jahrhundert zurückfallen. Auch die Straßencleaning, die Abfallbeseitigung, die Fäkalienkontrolle – die Kontrolle der Wiesen und Wälder nach menschlichem Kot – es könne nicht einfach jeder hinscheißen, wo er wolle! – auch diese Kontrolle wird von gemischten Gruppen durchgeführt.

Männer und Frauen, Jugendliche wurden je nach Kraft und Einsatzfähigkeit den Höfen zugeteilt, wir stellten auf Handarbeit um. Wir lernten, die Kühe auf die Weide und wieder zurück in die Ställe zu treiben, wir lernten, Streu und Heu in die Ställe zu bringen, die Ställe auszumisten, die Felder und Wiesen von Hand und biologisch zu düngen, Kuhmist, Schweinegülle. Wir lernten, Kühe, Ziegen und Schafe zu melken und Hühnern ihre Eier abzunehmen, wir lernten die Handgriffe bei der Geburt eines Kalbs, eines Lamms, eines Zickleins; wir lernten zu erkennen, wenn ein Tier krank ist und was dann zu tun ist, wir lernten die Schlachtung.

Wir reparieren, so gut es geht, was kaputtgegangen ist, wir lernen, Körbe und Besen zu binden. Wir schneiden die Weiden, wir schneiden die Obstbäume, wir sammeln und verarbeiten alles, was Wald und Wiesen und Bäume und Sträucher zu bieten haben. Wir mähen die Wiesen, die Felder mit Sensen und Sicheln, wir richten – wie früher!, hat mein Vater gesagt, fast sehnsüchtig – Heumandln auf, wir bringen das Heu ein, wir bauen Gemüse auf den Äckern und in unseren Gärten an. Unsere Blasen, unsere Wunden versorgen wir mit Baumharz, wir lernen, uns selbst zu heilen.

Wie die Maschinen abgehen! Wie wir fluchen, wenn wir die Erde umstechen, wenn wir, hinter einem von einer Kuh, einem Ochsen gezogenen Pflug hergehen, der noch nicht entsorgt oder von findigen Menschen aus Maschinenteilen zusammengebaut worden war, wir fluchen, wenn wir die Pflugscharen so tief in die Erde stoßen, wie es uns möglich ist; wir fluchen, wenn wir die Eggen über den Acker ziehen. Unter der stechenden Frühlingssonne gehen wir über die Felder und streuen das Saatgut aus, nicht alle mit dem richtigen Schwung, weit ausholend, den wir aus Filmen kennen. Zu unserem Glück gibt es auf den Höfen und im Lagerhaus einen ganz ordentlichen Bestand an Werkzeugen und Materialien aller Art. Noch weigern wir uns, darüber nachzudenken, was wir tun werden, wenn auch diese Vorräte aufgebraucht, die Werkzeuge unbrauchbar geworden sein werden.

Der Ertrag der Höfe, Gemüse, Obst, Milch, Eier, Getreide, Erdäpfel, das Schlachtfleisch, Knochen, Würste, Speck, verbleibt zu einem Teil dem Hof, ein Teil wird den Feldarbeiterinnen und Feldarbeitern und ihren Familien zugestanden und ein Teil wird der Gemeinde zur Verfügung gestellt, die sich um die Versorgung all derer kümmert, die keine Felder, kein Vieh besitzen, die krank oder zu alt sind, um sich den Gemeinschaftsarbeiten anzuschließen.

Immer wieder zogen in diesen ersten Wochen und Monaten Menschen durch unser Dorf. Städter, hatte es geheißen, arme Schweine, denen man Hunger und Verwahrlosung ansah, aber wie schnell das gehen konnte, ins Elend fallen. Manche konnten bleiben. Sie zogen in die Häuser, aus denen Menschen weggestorben waren, sie zogen, auf Geheiß der Bürgermeisterin, auf die Höfe, in denen Zimmer frei waren. Die Bauern schäumten. Und gewöhnten sich.

Die anderen mussten weiterziehen. Wie hätten wir auch alle aufnehmen können. Wir drückten ihnen ein Stück Brot in die Hand, ein Ei, ein paar Äpfel, wir verwiesen auf die nächsten Dörfer, vielleicht, sagten wir, wenn ihr euch aufteilt. Wir können nicht alle durchfüttern, sagten wir. Und wissen wir denn, wer die sind?, welche Krankheiten sie einschleppen?, wissen wir, wie sie es uns danken werden?, und müssen wir nicht zuerst an uns denken? Besser, sie ziehen weiter.

An einem Abend waren wir am Bach gewesen, der führte trotz der Hitze noch ausreichend Wasser, das sammelte sich in tiefen Becken; wir hatten uns Staub und Schweiß und Erschöpfung abgewaschen, eine kleine Gereiztheit wohnte in mir, ich hielt mich am Rand der Gruppe. Neben mir saß Gabriel. Es wird alles gut werden, sagte er, als wäre ich des Trostes bedürftig, auch das ärgerte mich.

Er lächelte sein Gabriellächeln, jemand verteilte Bratäpfel, wir verbrannten uns die Finger, den Mund, klebrige Süße, außerhalb des Feuerscheins saß Matthias, wieder rührte sich etwas Dunkles tief in mir drinnen. Johanna setzte sich zu uns, und woher war sie plötzlich gekommen. Sie musste gewartet haben, bis alle wieder angezogen waren, unsere Nacktheit verstörte sie.

Singen wir? Sie schlug ein paar Akkorde auf der Gitarre an.

Ich weiß nicht, Gabriel sah verlegen in die Runde, ob das jetzt da so passt ...

Was soll da nicht passen, Gabriel?

Jemand rief, go for it, Johanna, war das Joa gewesen?, und Johanna stürzte sich in ein Lied, ein wenig verhalten zuerst, dann erhob sich ihre Stimme in der Nacht. Die zuerst gepfiffen hatten, wurden still; Gabriel fiel in den Gesang ein, etwas in meiner Brust sprang auf und wollte geheilt werden, und gleichzeitig war da eine Wut, die mich flutete, ganz und gar.

Herr, deine Liebe, sang Johanna, ein Stein fiel ins Wasser, zog weite Kreise, dein Ernst?, zischte ich, echt jetzt, dein Ernst?, Gabriels Augen brannten sich in meine. Im Aufspringen sah ich Joas überraschtes Gesicht, ich sah Matthias' Zögern, und dann lief ich und lief durch die dunkle dunkle Nacht, weg vom Dorf in ein Niemandsländ hinein und lief und lief und über mir flackerten die Sterne in einem kalten Licht.

Ein paar Tage später habe ich mich bei Gabriel entschuldigt, kein Thema, sagte er.

Doch, das war scheiße. Gabriel zuckte die Schultern.

Wie machst du das?, fragte ich.

Mache ich was?

Ein Gottvertrauen haben.

Gabriel sah grübelig auf seine Hände, die waren staubig, unter den Fingernägeln war Erde, ich hatte ihn von der Arbeit weggeholt.

Also, ich nehme an, das ist ein Gottvertrauen, das du hast.

Gabriel zupfte Halme aus der Wiese, du darfst den Menschen vertrauen, sagte er schließlich.

Ich stieß ein Lachen aus.

Nein, im Ernst, Mila. Vertrau den Menschen. Denen, die da sind. Mit denen du jeden Tag zu tun hast.

Er ging zurück zu seiner Mutter, die auf dem Gemüesfeld harkte und mulchte. Im Kräutergarten vor dem Haus leuchteten, wie jedes Jahr, Ringelblumen, Stockrosen und Cosmea, Zinnien und Sonnenblumen, warum auch, dachte ich, auf die Schönheit der Blumen verzichten, nur weil gerade Apokalypse ist. Der Duft von Salbei und Thymian, von Petersilie und Basilikum, von Borretsch und Minze lag in der Luft, und Bienen schwirrten, ich schloss die Augen. Eine Tür ging auf, schlug zu, ich hab dir Ribisel gepflückt, sagte eine Stimme, und Him-

beeren, Johanna streckte mir eine Schüssel mit roten Beeren entgegen, und tatsächlich, hinter dem Kräutergarten leuchtete es rot durch Laubwerk.

Danke, sagte ich überrascht, aber Johanna war schon wieder davongehuscht.

Zu Hause machte Beni große Augen und sich über Süßes und Saures her.

Und wenn mir das nicht taugt, Bürgermeisterin, was du dir da ausdenkst?, hat der Eisl bei dieser ersten Versammlung im Frühsommer gesagt.

Den Eisl kennen wir von früher. Er war mit meinem Vater in die Volksschule gegangen und unterließ es nie, darauf hinzuweisen, dass es eben nicht allen möglich gewesen war, ein Gymnasium zu besuchen, zu studieren, einer von den »Feinen« zu werden, den »Hohnäsigen«, wie er gerne hinzufügte.

Er ist nicht so übel, sagte mein Vater dann. Er hat es nicht leicht gehabt.

Was das heiße, nicht leicht gehabt?

Dem Eisl sein Vater sei wohl ein Schläger gewesen, der Frau und Kinder verprügelt habe; ein wildwütiger Schläger, mit Gürteln und Holzscheiten habe er zugeschlagen, und mit seinen Fäusten natürlich, die Frau habe alles abgestritten, und auch die Buben, wenn sie mit blauen Augen, mit dunklen Flecken und Abschürfungen auf Armen und Beinen in die Schule gekommen waren; einmal hatte eine Fürsorgerin am Eislhof vorbeigeschaut, sei aber unverrichteter Dinge wieder abgezogen. Im Grunde, sagte der Vater, sei der Eisl ein gar nicht so übler Kerl.

Davon merkten wir während unserer Aufenthalte bei den Großeltern nie etwas. Wann immer wir ihm begegneten, machte er mit einem schiefen Grinsen blöde Bemerkungen

über die »Wiener«, die Großkopferten, und ob es das Dorf sich denn als Ehre anrechnen müsse, dass wir wieder einmal vorbeischaute.

Noch bevor die Bürgermeisterin dem Eisl antworten konnte, war der Pfarrer aufgestanden. Dass es doch sicher allen klar sei, dass man jetzt zusammenhalten müsse. Dass diese Krise auch eine Möglichkeit sei, eine Möglichkeit, an den Schwierigkeiten zu wachsen, eine Möglichkeit, trotz der großen Herausforderungen seine Menschlichkeit zu bewahren. Er stelle selbstverständlich seine Arbeitskraft zur Verfügung, er stelle selbstverständlich das Pfarrheim zur Verfügung, als Versorgungsstation vielleicht, in der alten Küche könne man den Herd mit Holz heizen, in einigen Zimmern die alten Kamine – es müsste vorher jemand die Rauchfänge kehren –, hier könnten in der kalten Jahreszeit Schule und Kindergarten, hier könnten Alte und Kranke Zuflucht finden, Wärmestuben eingerichtet werden. Er setzte sich abrupt, er tat sich nicht leicht mit dem Reden.

Pfaffensindl!, knurrte der Eisl. Weiberleit und Pfaffensindl.

Die Bürgermeisterin setzte zu einer Erwiderung an, da war auch schon der Perner, der zeit seines Lebens auf Kriegsfuß mit der Kirche gestanden war, aufgesprungen. Er als Sozialdemokrat, sagte er, rechne es sich als Ehre an, mit diesem Pfaffensindl zusammenzuarbeiten. Ganz klar sei es ein Gebot der Stunde, Solidarität und Zusammenhalt zu leben, und er freue sich, dass hier sozialdemokratische und christliche Werte übereinstimmen. Wenn der Eisl das anders sehe ...

Und wenn mir das nicht taugt, Bürgermeisterin?, wiederholte der Eisl.

Die Bürgermeisterin musterte ihn kühl.

Dann musst du schauen, wie du alleine durchkommst, sagte sie und setzte die Besprechung fort.

Manchmal geht einer aus dem Dorf los, über die umliegenden Orte hinaus, in die nächste Stadt oder noch weiter, weil er nicht glauben kann, dass es immer noch überall so ist, wie es bei uns ist. Vielleicht, sagt er, vielleicht haben sie uns vergessen. Vielleicht sind sie schon ganz in der Nähe und richten schon wieder alles, stellt euch vor! Irgendwo richten sie schon wieder *die Infrastruktur*, es kann jetzt nicht mehr lange dauern.

Und jedes Mal kommt der, der ausgezogen ist, nach ein paar Tagen, oder auch erst nach Wochen zurück, wortkarg, die Niederlage ins Gesicht, in den Körper geschrieben. Will man ihn befragen, schüttelt er den Kopf. Er hebt eine Hand, lässt sie fallen, er geht in sein Haus, es dauert lange, bis man ihn wieder sieht. Hin und wieder sickert doch eine Information durch. In der Stadt, heißt es, geschehen fürchterliche Dinge. Auch am Land müsse man sich in Acht nehmen. Nirgends sei man sicher. Die Jäger reinigen ihre Gewehre, sie zählen die Munition, sie überschlagen Notwendigkeiten: ein Reh, ein Hase, ein Mensch.

Als klar war, dass wir im Dorf bleiben würden, hat die Mutter eine uralte Tretnähmaschine vom Dachboden geholt. Das kann ja nicht so schwer sein, hat sie gesagt, und außerdem habe ich das in der Schule gelernt.

Wir haben Kleidung mitgenommen, dazu kommen die alten Sachen, also die nicht mehr schicken, nicht mehr modischen Sachen, die wir – für alle Fälle! – im Großelternhaus gelassen hatten. Aber Beni wächst und wächst und braucht alle paar Monate größere und der Jahreszeit angepasste Sachen. Die Mutter durchwühlt die Kästen der Großeltern – ein Glück, dass wir noch nicht entrümpelt haben!, sagt sie und begutachtet ein geblühtes Omakleid, eine Anzughose des Großvaters.

Was machen wir, wenn wir kein Garn, keine Nähseide mehr

haben, keine Stoffe ... wenn nichts mehr ..., sie kramt im noch halb gefüllten Nähkasten der Großmutter.

Wir fahren in die Stadt, sage ich, und kaufen ein.

Die Mutter bricht in hysterisches Kichern aus.

In die Stadt!, japst sie, wir fahren in die Stadt! Und kaufen ein!

Es dauert lange, bis sie sich beruhigt hat. Noch einmal gluckst sie: In die Stadt!, und sitzt dann still, so lange, dass ich frage: Mama?

Nein, im Ernst. Was machen wir dann?

Erstens gibt es Schafe und ihre Wolle. Oder wir erlegen Rehe und ziehen ihnen die Haut ab und gerben die Haut und schnitzen Knochennadeln und nähen mit Tiersehnen oder mit Pflanzengarn Leder zusammen ...

Und das kannst du alles?

So circa.

Und wegen der Unterwäsche für Beni, sage ich. Am besten schneidest du ein längliches Tuch für einen Lendenschurz zurecht, dazu nimmt er einen Gürtel oder eine Schnur. Im Sommer braucht er sowieso nicht viel mehr.

Beni ist begeistert von seinem geblühten Lendenschurz, seinem Rock aus Jerseystoff – das Nähen einer Hose scheuen wir noch.

Ich hab das mal auf Youtube gesehen ..., sagt Joa. Er setzt sich zu uns, entwirft einen Schnitt auf der Rückseite eines Plakats, das im Gang hing, erklärt uns, wie die Einzelteile zusammenzunähen sind.

Du hast auf Youtube geschaut, wie man eine Hose näht?, frage ich erstaunt.

Joa zuckt die Schultern. Ich habe mich immer schon für Stoffe interessiert. Für Mode. Hast du das nicht gewusst?

Nein, denke ich. Das habe ich nicht gewusst.

Ist auch egal, sagt Joa. Designer werde ich wohl nicht mehr werden.

Vielleicht ja doch, versuche ich seine plötzliche Niedergeschlagenheit wegzuscherzen. Steinzeitmodedesigner. Du könntest ...

Lass gut sein ...

Joas Stimme ist brüchig und ich verstehe zwei Sachen: Ich kenne meinen Bruder, den ich jahrelang mit meinem Zeug überschüttet habe, nicht. Und: Er wird unsere Mutter nicht im Stich lassen.

Joa, Mama und ich werden immer erfindungsreicher in der Vorratswirtschaft, in der Rezepturenfindung, im Ausprobieren immer neuer Zutaten, die uns Wald und Wiese bieten.

Früher, sagt meine Mutter manchmal, früher hätten wir ein alternatives Mehrhaubenlokal betreiben können, so gut sind wir. Von überallher wären sie gekommen ... Dann stockt sie. Meine Mutter verschwendet ihre Energie nicht auf Allmachtsfantasien, die sich auf früher beziehen.

Auch Beni schnipselt mit, sein Hauptjob ist aber das Verkosten: Ich bin euer Probierchef, sagt er und knabbert an einer Flechte, an einem Salatblatt, einer Karotte, manchmal kriegt er ein paar Brösel Zucker ab, dann rennt er wie geflasht durchs Haus und singt: Zucker Zucker oh ich lieb dich oh wie lieb ich dich mein Zuckerbrösel!

Der Vater hält sich aus unserer Arbeit raus. Ihr seid ohnehin zu viele in der Küche, sagt er, da störe ich doch nur.

Du kannst mich gerne einmal ablösen, sage ich, aber er ist schon wieder weg, und es stimmt: Er würde nur stören. Es ist eine Schwere in ihm, immer noch und immer wieder, die uns allen den Atem nimmt.

Sieben Stunden, sagt er manchmal, wenn er, erschöpft von der Arbeit im Wald, im Stall und auf dem Feld zurückkommt, sieben Stunden wofür? Eine Fuhre Holz? Ein Stück Fleisch, ein paar Karotten, einen Liter Milch?

Sieben Stunden fürs Überleben, sagt meine Mutter. Und im Übrigen, sie sieht ihn streng an, ist diese Arbeit besser als jede Therapie! Wenn du die sieben Stunden in die Kosten für eine Therapie umrechnest, dann kommst du auf eine enorme Summe, und das ohne steuerliche Abzüge!

Ich brauch keine sieben Stunden Therapie.

Dann halt Fitnesstraining, an der frischen Luft, mit der besten Gesellschaft, die zu kriegen ist! Die Mutter wirft ihm ein Geschirrtuch an den Kopf.

Meistens widersteht der Vater ihren Aufmunterungsversuchen und zieht sich mürrisch zurück. Beni sieht besorgt aus, er hat nicht vergessen, wie es im Winter war.

Solange dein Vater noch schimpfen kann, sagt Mama, solange geht es ihm richtig gut.

Wenn wir unser Tagespensum an Arbeit für das Dorf und für die Familie erledigt haben, spielen wir Familie – die vielleicht schwerste Arbeit des Tages. Joa, der in diesem Jahr seine Matura machen sollte, der sich mit Gleichaltrigen treffen, die Nächte durchtanzen sollte, der eine Freundin küssen sollte, der sich mit den Eltern zerkriegen sollte, weil er zu viel Zeit mit ihr und zu wenig Zeit mit Schule verbringt, pfeif auf die Schularbeit am Montag!, Joa sitzt mit uns am Tisch, als wären wir, wie früher, im Urlaub, und wir spielen Kartenspiele, Memory und Schwarzer Peter, wir singen mit Beni die alten Lieder, Komm lieber Mai und mache, mehrstimmig sogar, oder wir machen einen kleinen Spaziergang zum Bach, eine Nachtigall, hörst du, sage ich, ein Zaunkönig, wir pflücken Kresse und streuen sie auf das mitgebrachte Fladenbrot, wir probieren, wie lange wir unsere Füße ins kalte Wasser hängen lassen können. Gewonnen!, ruft Beni, weil er immer gewinnt, wenn wir es möglich machen können. Du bist ja schon ein Großer, sagt

Joa, ein so Mutiger, sagt die Mutter, und ich rubble ihm die Füße warm.

Und obwohl ich weiß, dass ich aufbrechen sollte, sitze ich Tag für Tag mit meiner Familie zusammen, als könnte unser Leben bis zum Ende unserer Tage daraus bestehen: in diesem Dorf leben. In diesem Dorf überleben. Wir fünf miteinander.

Wäre Beni nicht da, wer weiß, vielleicht wären wir schon lange davongelaufen, jeder in eine andere Richtung, oder wir hätten uns gegenseitig erschlagen, aber weil Beni da ist, sitzen wir friedlich beieinander und spielen, dass alles alles gut ist.

Als könnten wir jemals vergessen, was wir hatten. Als würde uns unser tiefer Fall nicht einholen, unerbittlich und immer wieder, bis ans Ende unseres Lebens. Selbst ich, die ich davon überzeugt war, dass das Ende unserer Spezies die einzige Rettung sein würde für den Rest der Welt, selbst ich sehne mich, das würde ich nie zugeben, sehne mich nach meinem alten Leben, nach unserer alten, zerstörerischen Welt zurück.

Und vielleicht – wer weiß? – vielleicht haben ja tatsächlich die recht, die meinen, wenn wir nur lange genug warten, würde alles zu einem guten Ende finden. Hubschrauber werden am Himmel erscheinen und Lebensmittelpakete abwerfen, Schokolade!, werde ich rufen, Beni, Schokolade!, und Turnschuhe, Tageszeitungen, Lottoscheine, Sonnencremen werden den Weg zu uns finden und Geld! Am Horizont werden Lastwagen auftauchen, mit Technikern und Technikerinnen, die uns Strom, die uns unsere elektronische Zauberwelt zurückbringen, meine Mutter wird wieder gendern, mein Vater wird sich wieder hinter seinem Computer verstecken können, vielleicht ist ja alles das immer noch möglich.

Aber ich glaube es nicht. Ich weiß, seit ich zehn war, dass unsere Welt dem Untergang geweiht ist.